

Europa zu wenig beachtete Phänomen der sog. „Afrikanischen Unabhängigen Kirchen“, die sich jenseits der etablierten christlichen Konfessionen und in klarer Abgrenzung zur Unterdrückungsgeschichte von Kolonialisierung und Mission ausgebildet haben. Zugleich plädiert er missionstheologisch für eine gleichermaßen „ursprungsetreue und kontextgerechte Vermittlung des christlichen Glaubens, die bei aller Verwurzelung in der eigenen soziokulturellen Lebenswelt die Gemeinschaft mit den Mitchristen und Mitchristinnen in anderen Ländern nicht aufkündigt“ (147).

(3) Der letzte Teil des Bandes ist explizit der Metareflexion über die Aufnahme der ethnologischen Außenperspektive in die theologische Innenperspektive gewidmet. Grundtenor der Beiträge ist, dass Fremdheit und Fremdsicht konstitutiv zum Christentum und zur christlichen Theologie gehören. So referiert *H. Waldfels* über das Verhältnis von Ethnologie und christlicher Theologie. *L. Bily* hebt grundsätzlich auf den Anteil des Fremden im Eigenen ab und lädt zur „Entdeckungsreise“ zum „Fremden im Christentum“ (178). *F. Gmainer-Pranzl* widmet sich der Begründungsfrage: Warum benötigt die christliche Theologie immer schon die ihr fremde Außenperspektive? Er findet eine Antwort in der Phänomenologie des Glaubens: Glauben ist ein „responsorischer Akt“, ein Antwortgeschehen auf einen von außen ergehenden, „fremden“ Anspruch. Daraus ergibt sich: „Die Teilnahme an einer Glaubensperspektive und die Fähigkeit zur Fremderfahrung sind keine konkurrierenden, sondern verwandte Einstellungen.“ (206) Die Theorie des immer schon vorfindbaren Fremden im christlichen Eigenen wird materialiter von *G. M. Hoff* belegt, der hierfür die biblische Fremdenliebe, die theologische Erkenntnistheorie von den „loci alieni“, den (scheinbar) außertheologisch angesiedelten, jedoch theologisch zutiefst relevanten Erkenntnisarten (z. B. philosophische Vernunft, Geschichte) oder die konsequente Hinwendung der Katholischen Kirche zu ihrem gesellschaftlichen Außen in der Pastoralkonstitution des Zweiten Vatikanum anführen kann.

Diese damit nur angeschnittenen meta-theoretischen und an konkreten Beispielen durchgeführten „Kreuzungen“ von ethnologischer und theologischer Perspektive sind in ihrer Innovationskraft für die theologische Wissenschaftstheorie kaum zu überschätzen. Man darf auf eine Fortsetzung dieses spannenden

und fruchtbaren interdisziplinären Projektes hoffen. Freilich wäre es für den weiteren stimulierenden Austausch von Ethnologie und Theologie wünschenswert, gerade auch die bleibende gegenseitige *Fremdheit* von Innen- und Außenperspektive stärker ins Licht zu heben. Denn beide Sichtweisen, die (idealtypisch) unbeteiligt beobachtende und die engagiert teilnehmende, ergänzen sich nicht nur, sondern bergen auch wechselseitiges Provokationspotenzial, das den wissenschaftlichen Diskurs belebt. Die in den Beiträgen dominierende Einsicht, dass sowohl Christentum als auch christliche Theologie immer schon Elemente des Außen, des Anderen, des Fremden integriert haben, könnte isoliert betrachtet auch der Gefahr Vorschub leisten, den bleibend beunruhigenden und herausfordernden „Stachel des Fremden“ wissenschaftstheoretisch abzuschleifen und sich seiner Provokation zu entziehen.

Linz

Ansgar Kreutzer

KIRCHENGESCHICHTE

◆ Gohm, Richard: *Selig, die um meinetwillen verfolgt werden. Carl Lampert – ein Opfer der Nazi-Willkür. 1894–1944*. Tyrolia Verlag, Innsbruck–Wien 2008. (440, 11 farb. u. 84 s/w Abb.) Geb. Euro 29,95 (D, A) / CHF 50,90. ISBN 978-3-7022-2961-0.

Seit 1998 lief der Seligsprechungsprozess für *Carl Lampert*. Inzwischen ist das Verfahren abgeschlossen, die Seligsprechung findet am 13. November 2011 in Dornbirn statt.

Lampert kam am 9. Jänner 1894 als siebtes Kind einer Vorarlberger Bauernfamilie in Göfis zur Welt, besuchte das Gymnasium in Feldkirch und trat 1914 in das Priesterseminar in Brixen ein. 1918 wurde er zum Priester geweiht. Nach zwölf Kaplansjahren in Dornbirn, wo er vor allem die Jugend begeistern konnte, wurde er 1930 vom damaligen Weihbischof der Apostolischen Administratur Innsbruck-Feldkirch, *Sigismund Waitz*, dazu bestimmt, Kirchenrecht in Rom zu studieren, was bei *Lampert* zunächst wenig Freude auslöste. Nach Erlangung des Doktorats übernahm er 1935 die Aufgabe, ein Diözesangericht in Innsbruck aufzubauen. 1939 bestellte ihn Bischof *Paulus Rusch* zum Provikar von Innsbruck-Feldkirch, was viele Konflikte mit den NS-Behörden auslöste. Da diese bei der Ernennung von *Rusch* übergangen worden

waren, lehnte Gauleiter *Franz Hofer* jeden amtlichen Verkehr mit ihm ab. *De facto* musste nun Lampert das Amt des Administrators ausüben. Dieser nahm die Aktionen des neuen Regimes nicht einfach hin. Er protestierte z. B. gegen die damaligen Klosteraufhebungen. In der Folge wurde er 1940 dreimal nacheinander eingesperrt. Anschließend kam er in das KZ Dachau, von diesem nach Sachsenhausen, dann wieder nach Dachau. Nach einem kurzen Aufenthalt in seiner Heimat wurde er „gauverwiesen“. Physisch schon ziemlich gebrochen, konnte er dennoch in Stettin verdienstvoll als Seelsorger wirken. 1942 wurde ihm überraschend ein „Heimurlaub“ gewährt. Unter der Bedingung, den Priesterberuf aufzugeben und zu heiraten, wurde ihm sogar die Freiheit angeboten. Da Lampert dieser Versuchung widerstand, wurde er nach drei „Schauprozessen“ am 13. November 1944 in Halle a. d. Saale entthauptet.

Zum Freundeskreis Carl Lamperts gehörte der Linzer Diözesanpriester *DDr. Franz Ohnmacht* (1893–1954). Dieser war Sekretär von Bischof *Johannes Maria Gföllner* und Generalsekretär der KA gewesen und wurde sofort nach dem „Anschluss“, am 13. März 1938, eingesperrt. Drei Monate später kam er in das KZ Dachau. Auf den weiteren Stationen seines Leidensweges traf er immer wieder mit Carl Lampert zusammen, den er achtete und bewunderte. Ohnmacht blieb zwar die Hinrichtung erspart, sein Schicksal war aber in gewisser Weise noch tragischer als das Lamperts. Als psychophysisches Wrack war er erst 1946 (!) in die Diözese Linz zurückgekommen. Im KZ Buchenwald war er „medizinischen Versuchen“ ausgesetzt worden, was nach und nach zu geistiger Umnachtung und Verlust des Sprachvermögens führte. Am 11. April 1954 erlöste der Tod den erst 60-jährigen Priester von seinem Leiden. (Zu ihm und zu seinen Beziehungen zu C. Lampert vgl. R. Zinnhobler, Er litt für seinen Bischof – Franz Ohnmacht [1893–1954] im Lichte neuer Quellen, in: Jahrbuch d. OÖ Musealvereins 149/I., 2004, 569–637. Überarbeitete Fassung in: ders., Das Bistum Linz im Spannungsfeld des Nationalsozialismus, Linz 2011, 147–214).

Das vorliegende Buch stellt eine beachtliche und umfassende Textsammlung dar, geht aber nicht auf die hier aufgezeigten Zusammenhänge ein. Es bietet Erinnerungen, Briefe, Zeugnisse und Dokumente, behandelt das Seligsprechungsverfahren und schildert das Le-

ben und Wirken Lamperts. Über den Nationalsozialismus in Österreich, Tirol und Vorarlberg handeln Maximilian Liebmann, Josef Gelmi und Gerhard Wanner. Es folgen Beiträge über die Zeit Lamperts im KZ und in der Verbannung bis zur Hinrichtung in Halle und schließlich über die „Stätten der Erinnerung“. Leider wird der sonst sehr gewissenhaft gestaltete Band von keinem Register erschlossen. Da im Zuge der Seligsprechung sicherlich eine Neuauflage zu erwarten ist, wird Gelegenheit sein, diesen Mangel zu beheben.

Linz

Rudolf Zinnhobler

◆ Nastainczyk, Wolfgang: Wie die Schlesier Christen wurden, waren und sind. Ein Beitrag zur schlesischen Kulturgeschichte. Verlag Schnell und Steiner, Regensburg 2011. (276, 7 s/w Abb.) Geb. Euro 34,95 (D) / Euro 36,00 (A) / CHF 49,90. ISBN 978-3-7954-2468-8.

Der Regensburger emeritierte Religionspädagoge erlebte noch als Kind im Jahre 1945 die Vertreibung aus Breslau und seiner schlesischen Heimat. Der Schreiber dieser Zeilen hatte neun Jahre lang das Vergnügen, ihn als Kollegen und Freund an der Katholisch Theologischen Fakultät der Regensburger Universität zu begleiten und ihn als heimatbewussten Patrioten kennen zu lernen. Ich rechnete ihm stets hoch an, dass er sehr früh professionelle Kontakte und Freundschaften nicht nur mit kirchlichen Kreisen der damaligen DDR, vor allem aber auch mit polnischen Mitbrüdern und Kollegen pflegte. Auf mich wenigstens wirkte diese Einstellung vernünftig, nobel und christlich.

Diese Vorbemerkung sei gestattet, um einiges zum Verständnis mancher unbequemer Passagen seiner „schlesischen Kulturgeschichte“ beizutragen. In Wirklichkeit wollte der Verfasser eine Kirchengeschichte Schlesiens schreiben, wie er mir mitgeteilt hatte. Er litt wie viele seiner Schicksalsgenossen an einer gewissen Verdrängung der kirchlichen Traditionen Schlesiens durch die neuen Nachfahren und Landsleute der hl. Hedwig. Das bedeutet nach seiner Meinung keineswegs, dass Kirche und Christentum überhaupt in schlechtere Hände gekommen wären, abgesehen von der Geißel eines atheistischen Systems. Aber weil ihm die polnischen Katholiken nicht gleichgültig waren, empfand er die politisch motivierte Leug-